Iris Buchmann
Karlsruhe

Michel Foucault und die Literatur – ein Einblick

Abstract: The position of Foucault on literature is the main point of the article. How do the texts of Foucault relate to literature and with what method can these be analyzed? Can the discourse analysis or the linguistics, or even the conversation analysis help. How are the texts of Foucault condensed into disciplinary topoi? The texts of Foucault can also be questioned about their control of their own reception. It is now such a disciplinary topos, Foucault's texts would put the author's function into perspective. Through the analysis of a literary text Foucault is here to receive.
Keywords: discourse, analysis, reception, literary studies.

Am Anfang dieser Arbeit stand das Erstaunen. Erstaunen über eine Reihe von Differenzen, die ohne eingehende Analyse nicht zu erklären sind. Diese Differenzen tun sich durch Gegenüberstellung von literaturwissenschaftlichen Darstellungen der Diskursanalyse, literaturwissenschaftlichen diskursanalytischen Interpretationen und den Texten Foucaults selbst auf. Diese Differenzen an einem ausgewählten Text aufzuzeigen, wird eine der Aufgaben dieses Artikels sein. Eine weitere Differenz besteht zwischen dem Eindruck, der durch literaturwissenschaftliche Einführungsbücher erweckt wird, dass die Diskursanalyse eine inzwischen fest etablierte und oft genutzte Methode der Literaturwissenschaft sei, und der relativ marginalen Rolle, die diskursanalytische Interpretationen im literaturwissenschaftlichen Alltag tatsächlich spielen. Natürlich sind dies keine foucaultspezifischen Probleme, sie treten auch im Zusammenhang anderer außerdisziplinärer Texte auf. Es entsteht weiter das Problem, wie literaturwissenschaftliche Texte in Beziehung zu Foucaults Texten stehen. Erstens beziehen sich nicht alle Texte, die sich einer der Methoden der Diskursanalyse bedienen, ausschließlich auf Foucault bzw. seine Texte. Es gibt in der Literaturwissenschaft auch Einflüsse aus dem Strukturalismus, z. B. die lacanschen Form der Psychoanalyse, aus der Frankfurter Schule, speziell durch Habermas und Apel, aus der Sprechakttheorie, aus der amerikanischen Pragmatik und aus der Linguistik, z. B. aus der Konversationsanalyse.

BDD-A29210 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 02:40:37 UTC)

Zweitens bedienen sich nicht alle Texte, die sich auf Foucault oder seine Texte beziehen, auch der diskursanalytischen Methode; einerseits können Texte, die sich auf die Texte Foucaults beziehen, die Diskursanalyse als „Methode“ anwenden, oder sie belassen es bei einer bloßen Bezugnahme auf Foucaults Texte, ohne gleich deren „Methoden“ anzuwenden oder sie wenden die Methoden in einer durch sie vorgenommenen Transformation an, sei dieser Vorgang reflektiert oder nicht. Andererseits gibt es ganze Teildisziplinen, die sich zwar in der Bezugnahme und vor allem den Untersuchungsgegenständen an Foucaults Texten orientieren, so beispielsweise die Cultural Studies, die Queer Theory, die Colonial Studies oder Governmentality Studies, die aber keineswegs gleichzeitig die vollständige Methode der Diskursanalyse oder deren Problemstellungen mitübernehmen.

Das stellt unsere Arbeit vor das Problem, sich entweder auf Texte zu beschränken, die sich explizit auf Foucault bzw. seine Texte beziehen und damit subtile und folgenreiche Weisen der Rezeption zu vernachlässigen oder Texte in die Analyse einzubeziehen, die sich unserer Meinung nach implizit auf Foucault beziehen, womit wir aber Gefahr laufen würden, diese Bezugnahme nicht belegen zu können, bzw. auf eine interpretative Konstruktion zurückgreifen zu müssen. Um diese Gefahr zu vermeiden und ein Ausufern der Arbeit in absurde Ausmaße zu verhindern, haben wir uns für die erstere Möglichkeit entschieden. Da die Texte Foucaults in erster Linie kein Instrument zur Analyse literarischer Texte, sondern vielmehr von Wissensformen in Gesellschaften darstellen, läge eigentlich eine Rezeption dieser Art nahe, dass sich eine literaturwissenschaftliche diskursanalytische Untersuchung zuerst der Frage nach der Wissensformation der eigenen jeweiligen Disziplin und eventuell deren Bezug zur Macht widmen müsste, bevor sie sich diskursanalytisch mit literarischen Texten auseinandersetzt.

Zunächst interessiert uns an dieser Stelle das Unausgesprochene in der in den letzten Jahren wiederaufgelebten Diskussion um den Gegenstand der Literaturwissenschaft. Am ausführlichsten wurde diese Diskussion wohl im Schillerjahrbuch zwischen den Jahren 1997 und 2000 geführt; wie ein einziger Diskussionsteilnehmer bemerkte, gab es nur eine einzige Übereinstimmung in den veröffentlichten Beiträgen:

> Das Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 1998 veröffentlichte aus einer insgesamt größeren Zahl von Einsendungen [...] sieben Antworten auf die Frage

BDD-A29210 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 02:40:37 UTC)

> „Kommt der Literaturwissenschaft ihr Gegenstand abhanden?“. Darin wird Verschiedenstes genannt, teils sich Ergänzendes, teils sehr Disparates. Alle Antworten sind sich jedoch in einem einig und darin vergleichbar: auf die Frage nach dem abhanden kommenden Gegenstand der Literaturwissenschaft reagieren sie mit der Angabe von „Gegenständen“; genannt werden sowohl neue Inhalte oder aktuelle methodische Ansätze als auch wissenschaftsgeschichtlich bekannte Konzepte. Zusammengenommen entwerfen die Antworten so etwas wie eine Revue rezenter Themen und Forschungskonzepte aus dem Umkreis einer sich etablierenden „Kultur- und Medienwissenschaft“. (Eckehard 1999: 460)

Die Literaturwissenschaft definiert sich in vielen ihrer Selbstbeschreibungen immer noch in Beziehung zu einer beschränkten Menge von Texten, denen das Merkmal der Literarizität zugesprochen wird. Worin diese bestehen soll, wird in diesen Beiträgen meistens nicht erörtert. Was die selbstreflexive Diskussion zeigt, ist, dass in der Literaturwissenschaft inzwischen eine Differenzierung zwischen Ziel und Gegenstand stattgefunden hat. Dazu beigetragen hat wohl auch die Wissenschaftsgeschichtsschreibung, die zeigt, dass, entgegen des bis vor kurzem herrschenden Selbstverständnisses, die Aufweisung der Individualität des interpretierten Einzeltextes sei das Ziel, die tatsächliche interpretatorische Praxis oft völlig andere Wege ging:

> Die Disziplin [Germanistik] war immer schon mehr durch ihre sich wandelnde Funktion und die ihr dienenden Methoden als durch einen ein für allemal festgelegten Gegenstand definiert. Ob sie nun nationalpädagogisch, geistesgeschichtlich, völkisch, formalistisch, marxistisch oder medienpädagogisch inspiriert war, fast immer hat sich die Germanistik ihren Interessen entsprechend die Gegenstände so ausgewählt und so zurechtgelegt, daß damit eine außerliterarische Mission erfüllt werden konnte. [...] Die Wissenschaftsgeschichte der Germanistik kann als eine Funktionsgeschichte ihrer mit externen Aufträgen überfrachteten Paradigmen gelesen werden und deshalb, wissenschaftspolitisch, immer auch als Leidensgeschichte ihrer Verdrängungsopfer, [...]. (Seeba 1998: 497)

Gehen wir nur kurz auf die Vorstellung der Individualität eines Einzeltextes als Ziel der Literaturwissenschaft ein. Dies war keineswegs immer Konsens in der Disziplin, wie das oft suggeriert wurde und noch wird. In der Germanistik war dies nach der Gründung ohnehin nicht der Fall, da sie als dezidiert kulturwissenschaftliches Fach verstanden wurde, in dem Literatur ein Gegenstand unter mehreren war. Außerdem ist der Aufbau der germanistischen Disziplin in den meisten Seminaren

BDD-A29210 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 02:40:37 UTC)

außerhalb des deutschsprachigen Raumes ein notwendig auch kultur- und sprachwissenschaftlicher. Man könnte daher vermuten, die Praxis der Philologie hätte am ehesten der Ausrichtung auf den (Einzel-)Text entsprochen. Aber sowohl in der normativ-historischen Konzeption der Philologie durch August Boeckh

> Nun ist aber das Erkennen eines Volkes, wie gesagt, nicht bloß in seiner Sprache und Literatur niedergelegt, sondern seine ganze nicht physische, sondern sittliche und geistige Tätigkeit ist ein Ausdruck eines bestimmten Erkennens; es ist in allem eine Vorstellung oder Idee ausgeprägt. Daß die Kunst Ideen ausdrücke, zwar nicht begriffsmäßig, aber versenkt in eine sinnliche Anschauung, ist klar. Es ist also auch hier eine Erkenntnis und ein vom Geist des Künstlers Erkanntes vorhanden, welches in der philologisch-historischen Betrachtung, der Kunsterklärung und Kunstgeschichte, wiedererkannt wird. Dasselbe gilt vom Staats- und Familienleben; auch in der Anordnung dieser beiden Seiten des praktischen Lebens ist überall ein inneres Wesen, eine Vorstellung, also Erkenntnis jedes Volkes entwickelt [...] Am klarsten bewußt sind natürlich alle Ideen in der Wissenschaft und der Sprache ausgeprägt. Sonach bildet das ganze geistige Leben und Handeln das Gebiet des Erkannten, und die Philologie hat also bei jedem Volke seine gesamte geistige Entwickelung, die Geschichte seiner Cultur nach allen ihren Richtungen darzustellen. […] (Landfester 2000: 343)

als auch im historischen Konzept der Philologie von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, war dies nicht der Fall. Fündig wird man dagegen bei einem der Hauptvertreter der phänomenologischen Literaturinterpretation. Wir wollen Emil Staiger keineswegs unterstellen, er lasse nur den zu interpretierenden Einzeltext als Gegenstand der Analyse zu, wie das oft geschieht; allerdings ist der Einzeltext in seiner Individualität tatsächlich absolutes Ziel seiner Interpretation:

> Biographische und philologische Prüfung zeigt mir nur, ob ich zeitlich und räumlich auf der richtigen Fährte bin. Die Individualität des Kunstwerks habe ich damit noch nicht ins Auge gefaßt. Denn niemand ist wohl so töricht zu gauben, es sei aus feinsten einzelnen Überlieferungen zusammengemischt und könne abgeleitet werden aus der Welt, die es bedingt. Ich habe nachzuweisen, daß und wie es in sich selber stimmt. Der Gegenstand meiner Interpretation ist sein unverwechselbar eigener Stil. (Staiger 2000: 15)

Zurück zum Gegenstand der Literaturwissenschaft. Dadurch, dass er nicht (mehr) das alleinige Ziel darstellt, hat der Gegenstand der Literaturwissenschaft nichts an Bedeutung verloren; im Gegenteil sehen

BDD-A29210 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 02:40:37 UTC)

in ihm viele DiskussionsteilnehmerInnen den letzten die auseinanderfallende Disziplin noch verbindenden Grund. Umso größer ist die Verunsicherung durch die in den letzten Jahren, nicht zuletzt durch den Poststrukturalismus, forcierte Ausweitung des Textbegriffs:

> Auf den ersten Blick droht sie [die poststrukturalistisch informierte Kombination von Textualität und Kulturalität] offenbar eher, Differenzen, etwa die zwischen literarischen und anderen, ja überhaupt zwischen wirklichen und bloß metaphorisch so genannten Texten, zu verwischen – [...]. Oder worin soll der Fortschritt bestehen, wenn auf einmal neben den bekannten literarischen und nicht-literarischen buchstäblichen nun auch Bilder, Filme, javanesische Hahnenkämpfe, historische Ereignisse, Rituale, Supermärkte und Bananen als Texte bezeichnet werden? (Baßler 1995: 472)

Wir denken, es gibt mehrere Möglichkeiten, diesen Vorgang zu beschreiben: eine Argumentationsweise besteht im Hinweis darauf, der Begriff „Text“ werde auf Gegenstände ausgeweitet, die ihm nicht zuzuordnen seien und gerate dadurch in Gefahr, derart unterdeterminiert zu werden, dass er unbrauchbar wird und mit ihm die gesamte Literaturwissenschaft. Wir glauben, dass dieser Haltung ein nicht ausreichend differenzierter Textbegriff zu Grunde liegt. Der Begriff „Text“ beinhaltet nämlich auch eine semiologische Vorstellung:

> Der Begriff „Text“ setzt stets signifikative Zeichen voraus; [...] (Klawitter 2003: 15)

Der literaturwissenschaftliche Begriff „Text“ impliziert also Zeichenhaftigkeit; das bedeutet, wenn der Begriff „Text“ auf Nichtsprachliches angewandt wird, kann sinnigerweise nicht dessen Referenz auf Sprachliches gemeint sein, sondern etwas anderes, das dieser Begriff impliziert. Wir glauben deshalb, dass damit das semiologische Modell der Repräsentation gemeint ist und sich die sich auf dieses Modell berufende hermeneutische Interpretation nicht mehr nur auf als literarisch betrachtete Texte oder Texte überhaupt beschränkt, sondern sich inzwischen auf alle kulturellen Erscheinungen erstrecken kann. Bezieht sich diese allgemeine Interpretierbarkeit zwar nur insofern auf den Poststrukturalismus, als sich dieser bislang unberücksichtigten Gegenständen zuwandte, vermischt sie allerdings dessen Analysegegenstände mit hermeneutischen Methoden der Literaturwissenschaft unter Beibehaltung einer streng positivistischen

BDD-A29210 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 02:40:37 UTC)

Aura. Nun ist diese Ausweitung von Interpretierbarkeit erst von literarischen Texten auf alle Texte und schließlich auf alle kulturellen Gegenstände unseres Wissens in literaturwissenschaftlichen Selbstdarstellungen bislang kaum als solche ausgesprochen worden; damit sich dadurch unsere These nicht dem Vorwurf allzu waghalsiger Spekulation aussetzt, möchten wir deshalb an dieser Stelle auf die Theorie der Ästhetik zurückgreifen. Arthur C. Danto sieht die Ästhetizität eines Gegenstandes nicht in einer diesem Gegenstand inhärenten Eigenschaft, sondern in einer Eigenschaft, die ihm zugeschrieben wird, nämlich in dessen Interpretierbarkeit:

> A chapter back I cited the slogan in the philosophy of science, which holds that there is no observation without interpretation and that the observation terms of science are, in consequence, theory-laden to such a degree that to seek after a neutral description in favour of some account of science as ideally unprejudiced is exactly to forswear the possibility of doing science at all. My analysis of the works of J and K – not to mention the Elder Breugel – suggests that something of the same order is true in art. To seek a neutral description is to see the work as a thing and hence not as an artwork: it is analytical to the concept of an artwork that there has to be an interpretation. (Danto 1981: 124)

Nun stellt sich weiterführend die Frage, warum gerade diesen Gegenständen Interpretierbarkeit zugeschrieben wird, denen sie tatsächlich zugeschrieben wird. Man muss aufpassen, an dieser Stelle nicht in eine Tautologie zu geraten, wie dies George Dickie (1969) in der Weiterführung des dantoschen Ansatzes unterläuft. Wir behalten diesen Einwand im Auge und werden weiter unten, noch in diesem Kapitel, darauf eingehen. Diese Ausweitung der Interpretierbarkeit erklärt auch die Auffassung vieler DiskussionsteilnehmerInnen, sofern sie der Kulturwissenschaft eine die Geisteswissenschaft ablösende Rolle zugedenken, nämlich, dass die Literaturwissenschaft und die Linguistik in der neuen zu schaffenden „Metawissenschaft“ Kulturwissenschaft eine leitende Funktion innehaben sollten:

> Für die Aufgabe, den (man sehe mir die Schlagworte nach) multikulturellen und multimedialen Kommunikations- und Sinnbildungsformen der Moderne wissenschaftlich gerecht zu werden, könnten Linguistik und Literaturwissenschaft unter den beschriebenen Voraussetzungen zu „Leitwissenschaften“ werden. (Schönert 1998: 492)

BDD-A29210 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 02:40:37 UTC)

Das ist nicht überraschend, wenn die Kulturwissenschaft darin bestehen soll, kulturelle Gegenstände zu interpretieren. Die Linguistik liefert dafür die Grundlage durch eine Theorie der Semiologie und die Literaturwissenschaft, die diejenige Wissenschaft ist, die es in der interpretierenden Anwendung am Weitesten gebracht hat und am konsequentesten umgesetzt hat; Roland Barthes (1974: 65) formuliert polemisch: „La première contrainte est de considérer que dans l'œuvre tout est signifiant: [...]". Dass diese Einstellung nicht lediglich eine polemische Konstruktion ist, zeigt der folgende Ausschnitt aus der vorliegenden Gegenstandsdebatte:

> Ähnlich der Lesbarkeit der Natur (Hans Blumenberg) oder des Leibes (Levy-Strauss, Elaine Scarry) muß die „Lesbarkeit"der Literatur gelernt und geübt werden. So versteht sich der Literaturwissenschaftler als „Lesbar-Macher". Nietzsche hat uns gelehrt, selbst die Erde als Text zu lesen, und Naturwissenschaftler haben seit eh und je Naturphänomene gedeutet. Die Lesbarkeit von außersprachlichen Texten – wie beispielsweise von geographischen Lagerungen oder von genetischen Codierungen – macht die Literaturwissenschaftler aufmerksam auf den Kontextualisierungsbedarf jeglicher Textart. Ein Text setzt sich aus verschiedenen „Lebenswelten" zusammen, ja ein Text ist stets ein „Ensemble von Texten" körperlicher, sozialer und materieller Art (Clifford Geertz). So verbinden sich körperliches Verhalten, soziales Handeln und materielle Produktionen, die lesbar werden, wenn man den richtigen Schlüssel findet. (Barthes 1966: 65)

Wir gehen von dieser „Interpretierbarkeit der Welt" aus weiter und fragen, was denn diese Annahme der Interpretierbarkeit impliziert. Da sie natürlich den Anspruch erhebt, notwendig zu sein, da sie sonst überflüssig wäre, bedeutet dies, dass man nicht mehr nur von der „Erklärungsbedürftigkeit" antiker Literatur, dann von der Literatur bis Goethe und bis zur zeitgenössischen Literatur ausgeht, sondern dass man sogar eine Erklärungsbedürftigkeit jeglicher kultureller Erscheinungen postuliert:

> Die strengere Praxis [der Hermeneutik] geht davon aus, daß sich das Missverstehen von selbst ergibt und das Verstehen auf jedem Punkt muß gewollt und gesucht werden. (Schleiermacher 1977: 92)

Und hier können wir auch einem möglichen Einwand unserer These begegnen, der darin besteht, dass darauf verwiesen wird, dass es schon lange eine Kultursemiotik gebe. Die neue semiotische Sicht der

BDD-A29210 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 02:40:37 UTC)

Humanwissenschaften auf die Kultur unterscheidet sich allerdings unserer Meinung nach fundamental von der der herkömmlichen Kultursemiotik. Wir sehen den Hauptunterschied darin, dass sich die Kultursemiotik auf offensichtlich zeichenhafte kulturelle Phänomene, wie etwa Verkehrsschilder u. ä. beschränkte. Sie folgte darin einem bei Schleiermacher expliziten Allgemeinplatz, der Alltägliches von der Interpretierbarkeit ausnimmt:

> Nicht alles Reden ist gleich sehr Gegenstand der Auslegekunst. Einige Reden haben für dieselbe einen Nullwert, andere einen absoluten; das meiste liegt zwischen diesen beiden Punkten. Einen Nullwert hat, was weder Interesse hat als Tat noch Bedeutung für die Sprache. [...] Wettergespräche. [...] Das Minimum ist die gemeine Rede im Geschäftlichen und in dem gewöhnlichen Gespräch im gemeinen Leben. (Schleiermacher 1977)

> Die These der „Ordnung der Dinge“, die ja die ist, dass die vorstrukturalistischen Humanwissenschaften im Allgemeinen (Foucault 1966) und die „Philologie“, wie die Texte Foucaults die im deutschsprachigen Raum „Literaturwissenschaft“ genannten Untersuchungen bezeichnen, im Besonderen (Foucault 1966) der Repräsentation verhaftet sind, kritisiert dies. Trotzdem sind die Analysen Foucaults, die häufig auf Alltägliches und bis dahin Vernachlässigtes zurückgreifen an dieser Entwicklung nicht ganz unbeteiligt. Nur die Richtung der Entwicklung dürfte ihnen nicht gemäß sein. Denn nun wird alles den Menschen in irgendeiner Art und Weise betreffende interpretierbar:

> Schließlich erscheint an der Projektionsoberfläche der Sprache das Verhalten des Menschen als etwas, das etwas bedeutet. Seine geringsten Gesten haben bis hinein in ihre unfreiwilligen Mechanismen und bis hin zu ihrem Misslingen eine Bedeutung. Alles, was er um sich herum deponiert, macht daraus Objekte, Bräuche, Gewohnheiten, Reden; die ganzen Spuren, die er hinter sich läßt, konstituieren ein kohärentes Ganzes und ein Zeichensystem. (Greber 2000: 339)

Den im obigen Zitat verwendeten derridaschen Begriff der „Spur” [la trace] aufgreifend, könnte man von einer Umkehrung poststrukturalistischer Theorien durch Teile der gegenwärtigen Praxis der Humanwissenschaften sprechen: während Derrida den Begriff der Spur seinerseits umkehrt:

> Die Schrift dient nicht zur Entschlüsselung oder Verschlüsselung von Zeichen. Sie ist in der Weise autonom, dass sie sich im Sinn des graphein: ritzen, zeichnen, kurz, als „Spurenzeichnung“ unablässig selbst fortpflanzt. Aufgrund dieser Vorannahme sieht sich der Autor [Jacques Derrida] berechtigt, „die

BDD-A29210 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 02:40:37 UTC)

> allgemeine graphematische Struktur einer jeden ‚Kommunikation' zu behaupten" [...]. (Schleiermacher 1977: 82)

transformieren Teile der Literaturwissenschaft diese Auffassung folgendermaßen: es wird zum einen der Begriff der „Spur" ohne die zu Grunde liegende Problematik übernommen, wie wir dies in der vorliegenden Arbeit an mehreren Beispielen zeigen werden. Dann wird diesem Begriff sein umgangssprachlicher, Zeichenhaftigkeit implizierender Sinn zurückgegeben. Übernommen wird dagegen die als hermeneutisch verstandene Ausweitung der „graphematische[n] Struktur" – daher die Erweiterung des Textbegriffs – und sie wird sogar noch radikalisiert, indem der ebenfalls Zeichenhaftigkeit implizierende Textbegriff als auf jedes kulturelle Phänomen anwendbar betrachtet wird.

Kehren wir zurück zur Frage nach dem Grund der radikalen Ausweitung der Annahme der Erklärungsbedürftigkeit. Entspringt sie einem tatsächlich von dem nichtliteraturwissenschaftlichen Teil der Bevölkerung wahrgenommenen Unverständnis der eigenen Kultur gegenüber oder entspringt sie einem strategischen Postulat der Literaturwissenschaft? Kommen wir zunächst zurück zur Frage, wie plötzlich jede alleralltäglichste und allerselbstverständlichste kulturelle Erscheinung zum Gegenstand der Interpretation werden konnte:

> Jedenfalls war das „Detail" schon seit langem eine Kategorie der Theologie und der Askese: jedes Detail ist wichtig, weil in den Augen Gottes keine Unermeßlichkeit größer ist als ein Detail. Und weil nichts zu klein ist, als daß es nicht durch einen seiner Willensentschlüsse gewollt worden wäre. In diese große Tradition der Erhabenheit des Details fügen sich alle Kleinlichkeiten der christlichen Erziehung, der Schul- oder Militärpädagogik und schließlich aller Formen der Dressur ohne weiteres ein. [...] Eine minutiöse Beobachtung des Details und gleichzeitig eine politische Erfassung der kleinen Dinge durch die Kontrolle und die Ausnutzung der Menschen setzen sich im Laufe des klassischen Zeitalters zunehmend durch und bringen eine Reihe von Techniken, ein Korpus von Verfahren und Wissen, von Beschreibungen, Rezepten und Daten mit sich. Aus diesen Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten ist der Mensch des modernen Humanismus geboren worden. (Foucault 1976: 179)

Dass es allerdings bei dieser Ausweitung nicht mehr um die Erkenntnis „des Menschen" geht, dürfte unbestritten sein. Das weiterführende Problem besteht also in der genealogischen Frage, wodurch die „Herrschaft der Repräsentation" vom textuellen „Detail" auf jegliches kulturelle „Detail" ausgedehnt werden konnte:

BDD-A29210 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 02:40:37 UTC)

> Wenn man das Gebiet des Wissens vom Menschen über seine Grenzen hinaus ausdehnt, dehnt man gleichzeitig die Herrschaft der Repräsentation darüber hinaus aus und stellt sich erneut in eine Philosophie klassischen Typs. (Foucault 1966: 436)

Wir behalten diese Frage im Auge und wenden uns dem nächsten Problembereich der Disziplin zu.

Die „eine" Literatur und die universellen Methoden

Wir möchten in diesem Kapitel untersuchen, inwieweit die Vorstellung des „Pluralismus" in der Literaturwissenschaft tatsächlich umgesetzt wurde. Der Zusammenhang mit unserem Problem der Rezeption der Texte Foucaults besteht darin, dass, würde die Mehrzahl der literaturwissenschaftlichen Selbstbeschreibungen zutreffen, es kaum möglich wäre, davon auszugehen, anhand von Foucaultkommentaren gewisse Regelmäßigkeiten erkennen zu können. Denn radikaler Pluralismus würde eine gewisse Kontingenz zwischen dem Verhältnis tatsächlicher und möglicher Aussagen implizieren. Wir sind jedoch der Meinung, dass der Begriff „Pluralismus" in den Diskussionen oft nicht exakt bestimmt wird. Versuchen wir also, die Grenzen des Pluralismus in der Literaturwissenschaft zu finden. Zuerst muss man den „Pluralismus" der Literaturwissenschaft auf den sogenannten „Methodenpluralismus" einschränken. Aber auch diesen Methodenpluralismus muss man entgegen literaturwissenschaftlicher Selbstdarstellungen relativieren: erstens ist der Methodenpluralismus nicht das Produkt einer angeblichen Emanzipation der Disziplin in der jüngeren Vergangenheit; seit es in dieser Disziplin Methodenreflexion gibt, gibt es auch Methodenpluralismus. Der einzige Unterschied besteht darin, dass er früher oft als Mangel an Einheit und heutzutage oft als Merkmal von Toleranz interpretiert wird. Was für uns allerdings interessanter ist, ist zweitens die Begrenzung des Methodenpluralismus auf die Wahlmöglichkeit zwischen einigen Methoden:

> Die Geschichte wissenschaftlichen Fortschritts ist auch eine Geschichte des Ausgrenzens, Verdrängens und Vergessens. „Abweichung" ist nur immer in Gestalt der gerade schick werdenden Jargons erlaubt. „Pluralismus" verkommt zur „freien Wahlmöglichkeit" unter den vorverdauten und für unschädlich

BDD-A29210 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 02:40:37 UTC)

> befundenen Menüs einer Meinungsindustrie, die sich noch die wohldosierte Kritik an ihr zur Diversifikation ihres Angebots einverleiben kann. Selbst das Abweichende, Andere, Individuelle gerät zur Funktion des tödlich Identischen: Pluralismus als simulacre. (Monhardt 1991: 324)

Man kann sich also den literaturwissenschaftlichen Methodenpluralismus keineswegs als feyerabendsche anarchistische Hypothesenbildung vorstellen:

> Statt einer Debatte über Pluralismus, die mit Vorliebe dessen formale Arten und Unterarten sortiert, hätte ich mir mehr konkretes Interesse an fremden Denkweisen und mehr Neugier für das andere erhofft, [...] Ein Pluralismus, der nicht auf der genauen Kenntnis dessen beruht, was er zu akzeptieren bereit ist, „fällt [zwar] nicht schwer" [...], aber er wiegt auch wenig. (Schabert 1993: 453)

Und genau auf dieser Ebene sind auch unsere Untersuchungen angesiedelt: Auf Grund welcher Transformationen haben die Texte Foucaults in den methodischen Diskurs aufgenommen werden können? Denn die Tatsache, dass es zwar einige, aber nicht viele und vor allem nicht beliebige Methoden gibt, spricht für unsere Hypothese der Existenz von Formationsregeln. Weiter spricht für sie, dass die kanonisierten Methoden fast ausschließlich nichtliteraturwissenschaftlichen Disziplinen entstammen und diese außerdisziplinären Methoden in den meisten Fällen sowohl in ihrer theoretischen literaturwissenschaftlichen Darstellung, aber noch mehr in ihrer Anwendung, signifikant transformiert wurden. Der sogenannte „Methodenpluralismus", d. h. die Wahlmöglichkeit zwischen einigen transformierten Methoden, findet seine Grenze außerdem darin, dass eine unhinterfragte Anforderung an die kanonisierten Methoden darin besteht, eine bestimmte Methode müsse universell gültig sein. Dieser Vorstellung liegt wiederum die unhinterfragte Voraussetzung zu Grunde, literarische Texte stimmten in ihren konstitutiven Merkmalen überein, zumindest jedoch in einem einzigen. Wir werden später zeigen, dass die Texte Foucaults häufig den Begriff „Literaturen" verwenden. Sie verwenden ihn in Hinblick auf die Unterscheidung zwischen Literatur der Repräsentation und nichtrepräsentationaler Literatur. Jede andere Methode könnte auch jeweils andere Differenzierungen oder Geltungsbereiche benennen. Wie selbstverständlich dagegen dieses Postulat der Notwendigkeit einer universellen Geltung von Methoden tatsächlich ist, zeigt Dantos argumentatives Vorgehen bezüglich seiner eigenen Theoriebildung. Er

BDD-A29210 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 02:40:37 UTC)

geht von diesem geschilderten, für ihn evidenten Postulat aus. Wenn er aber eine ästhetische Theorie aufstellen möchte, könnte diese, falls sie tatsächlich in sich stimmig wäre, nur durch eine Änderung ihres Gegenstandsbereichs in Frage gestellt werden. Da Danto glaubt, seine Theorie sei, zumindest was die vergangene und gegenwärtige Kunst betrifft, gültig, kann ihre Universalität und damit, diesem Postulat gemäß, die Theorie im Ganzen nur durch die zukünftige Kunst gefährdet werden. Sein Ausweg aus diesem Geltungsdilemma ist nicht etwa eine kritische Reflexion des Geltungsanspruchs seiner Theorie, sondern die Verkündigung des Endes der Kunst:

> My own view is that the inevitable emptiness of the traditional definitions of art lay in the fact that each of them rested on features the Warhol boxes render irrelevant to any such definition; so revolutions of the artworld would leave the well-intentioned definition without any purchase on the brave new artworks. Any definition that is going to stand up has accordingly to indemnify itself against such revolutions, and I should like to believe that with the Brillo boxes the possibilities are effectively closed and that the history of art has come, in a way, to an end. It has not stopped but ended, in the sense that it has passed over into a kind of consciousness of itself and become, again in a way, its own philosophy: a state of affairs predicted in Hegel's philosophy of history. (Danto: 1981)

Danto verkennt damit den Einfluss gewisser Verschränkungen: erstens werden Methoden immer, mögen sie auch Gegenteiliges behaupten, anhand eines bestimmten, relativ engen Gegenstandsbereichs konstruiert und zweitens besitzen Kunstwerke die Möglichkeit, Theorien einerseits zu antizipieren und andererseits zu rezipieren.

> Kann man eigentlich „Methoden" historisch invariant, auf Texte aus jeder Epoche anwenden („anwenden")? Oder ist Methodenpluralismus nicht etwas, das sich daraus entwickelte, daß Literatur des 20. Jahrhunderts (die zeitliche Zugehörigkeit jetzt emphatisch gemeint) etwas ganz anderes ist als Literatur des 17. Jahrhunderts? Produziert eigentlich jede Epoche neben ihrer Literatur auch die Methoden, mit denen sie verstanden werden kann? (Drews 1992: 395)

Der Methodenpluralismus ist also auch durch das Postulat der Notwendigkeit der Universalität der Geltung von Theorien und den daraus abgeleiteten Methoden begrenzt. Es wäre Zeit für eine mehr historische Sicht auf die Methoden. Und noch eine Beschränkung können wir feststellen:

BDD-A29210 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 02:40:37 UTC)

> Le principe d'un métalangage universel est remplacé par celui de la pluralité de systèmes formels et axiomatiques capables d'argumenter des énoncés dénotatifs, ces systèmes étant décrits dans une métalangue universelle mais non consistante. Ce qui passait pour paradoxe ou même pour paralogisme dans le savoir de la science classique et moderne peut trouver dans tel de ces systèmes une force de conviction nouvelle et obtenir l'assentiment de la communauté des experts. (Lyotard: 2004)

Dieses einem Text Lyotards entnommene Zitat beschreibt die „postmoderne" Wissenschaft. Vergleicht man diese Vision mit der gängigen literaturwissenschaftlichen Praxis, muss man sagen, dass sie noch sehr weit davon entfernt ist.

Die Möglichkeit der Rezeption der Texte Foucaults

Wir haben bereits darauf hingewiesen, dass sich die Rezeptionsanweisungen an diejenigen RezipientInnen richten, für die die Intention des Autors / der Autorin wenn nicht maßgebend, so doch von Bedeutung ist. Insofern ist es richtig, in Bezug auf die Texte Foucaults die RezipientInnen vor die Wahl zu stellen:

> Wer also über Foucault schreiben will, steht vor der Entscheidung. Er kann entweder die von seinem Gegenstand gesetzten Diskursbedingungen akzeptieren und wird dann versuchen, den Bewegungen dieses Denkens immanent zu folgen und sie mehr oder weniger paraphrasierend-nachvollziehend verständlich zu machen. Oder er stellt sich von vornherein außerhalb dieser Bedingungen, läßt sich argumentativ-kritisch, also in „logozentrischer" Tradition, auf seinen Gegenstand ein, muß ihn aber damit notwendig, gemessen an dessen eigenem Anspruch, verfehlen. (Nieraad 1991: 92)

Es fällt nicht schwer, Beispiele für die jeweiligen Rezeptionsweisen in der Sekundärliteratur zu finden. Nancy Fraser fällt in das oben ausgeführte Paradox, indem sie versucht, den Texten Foucaults untreu zu sein, wobei sie sich durch eben diese Texte versucht zu legitimieren:

> Da es mir hier nicht darum geht, Foucaults Intentionen treu zu bleiben, übergehe ich diese Problematik. Meine Absicht ist es vielmehr, ihn so zu historisieren, wie er selbst andere Autoren historisiert hat, nicht zuletzt auch Marx. Nach meinem wie nach Foucaults Verständnis bedeutet Historisierung Rekontextualisierung, d. h. eine erneute Lektüre von Texten im Lichte von Kategorien und Problemen,

BDD-A29210 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 02:40:37 UTC)

> die ihren Autoren noch nicht gegenwärtig waren. In diesem Sinne werde ich Foucault am Ende doch die Treue erweisen. (Fraser 2003: 92)

Thomas Lemke weist in seinem nachfolgenden Beitrag der Debatte der Frankfurter Foucault-Konferenz dann auch auf die Widersprüchlichkeit dieser Rezeptionsweise hin, allerdings ohne auf die Rezeptionsanweisungen der Texte Foucaults zu verweisen. Er beruft sich in seiner Kritik dagegen auf dieselbe Intention der Texte, der Fraser treu geblieben sei:

> Fraser scheint Foucaults eigene methodologische Intuitionen aufzunehmen und geht offenbar den von ihm eingeschlagenen Weg weiter. Foucault selbst hatte in seiner Arbeit ja immer wieder die Bedeutung historischer Kontexte und sozialer Konstellationen der Wissensproduktion herausgestellt. Hält Nancy Fraser ihm nicht gerade darin die Treue, daß sie die historischen und politischen Grenzen seiner Theoriebildung aufzeigt? Und geht sie nicht mit Foucault über Foucault hinaus, auch wenn oder gerade weil das Ergebnis ihrer Genealogie zeigt, daß Foucault „von gestern" ist? (Lemke 2000: 260)

Es gibt aber auch Kommentare, die versuchen, den Texten Foucaults treu zu bleiben, ohne sich wie Fraser in das Paradox zu verstricken. Der Foucaultbiograf Didier Eribon legt zu Beginn seines Buches seine Ansicht der adäquaten Rezeption der Texte Foucaults dar:

> Die Geschichte dieser Geschichten [Bücher Foucaults] schreiben: Vielleicht steht dieses Projekt dem Geist Foucaults näher, als man meinen möchte, der sich, im Zusammenhang mit Binswanger, folgendermaßen äußerte: „Die originären Denkformen führen sich selbst ein: ihre Geschichte ist die einzige Exegeseform, die sie zulassen, und ihr Geschick die einzige Form von Kritik." (Eribon 1992: 17)

Auch er beruft sich auf die Intention der Texte Foucaults; allerdings zeigt er eine Rezeptionsweise auf, die die Texte Foucaults tatsächlich transformieren würde, nämlich deren Rezeptionsgeschichte. Allerdings stellt sich dann die Frage, ob eine jaußsche Rezeptionsgeschichte der Texte Foucaults eine diese erklärende Funktion besitzen würde. Auch wenn man von der bachtinschen Ansicht von der Antizipation der Antwort in der Frage ausgeht, kommt man bei diesen Texten nicht sehr weit. Wir haben bereits dargelegt, wie die Texte eine solche Interaktivität inszenieren um ihre Rezeption zu lenken. Wenn man diese Texte besser verstehen wollte, müsste man eher durch das Konzept

BDD-A29210 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 02:40:37 UTC)

der diskursiven Bedingtheiten deren Konstruktion und Rezeption versuchen zu verstehen. Doch dann stößt man sofort wieder auf das Problem der immanenten Kritik, wollte man für diese Form des Kommentars auf wissenschaftstheoretische Texte Foucaults zurückgreifen; allerdings gilt auch dieser Einwand nur für den Fall, dass der Kommentar aus den Texten Foucaults ein einheitliches „Werk" konstruiert:

> Wenn Foucaults Werk also etwas erreicht hat, dann dies, daß es seine eigene Rezeption bis zu einem gewissen Grad kompromittiert, wenn nicht sogar unmöglich macht, insofern es seiner Rezeption gerade den Boden entzieht, auf dem sie sich institutionell etablieren müsste, um als Rezeptionsgeschichte gelten zu können. Die Rezeption Foucaults kommt nur schwerlich umhin, sich selbst in eine zeitgenössische diskursive Praxis einzuschreiben, über die sie – bei aller Bemühung um wissenschaftliche Form und argumentative Klarheit – am allerwenigsten Definitives auszusagen vermag, und die erst im Nachhinein, in der Nachzeit des jeweiligen Schreibens, in ihrem epistemologischen Status lesbar werden wird. (Farguell 1993: 74)

Wir machen auch nicht den Fehler, gegen dieses Zitat in der Weise zu argumentieren, indem wir darauf verweisen, dass die Texte Foucaults sehr wohl kritikfähig sind, ohne ihren eigenen diskursiven Standpunkt ausweisen zu können. In der Tat stellt sich Farguell außerhalb der immanenten Kritik an Foucault, indem er eine Explikation des eigenen Standpunktes als Voraussetzung von Kritik überhaupt postuliert. Abgesehen von diesem Problem sehen wir keine Widersprüchlichkeit in der Zuordnung eines Textes in eine diskursive Praxis ohne die Einordnung des eigenen Textes in einen diskursiven Zusammenhang. Würde er dieses als Voraussetzung sehen, wie könnte Kritik dann überhaupt möglich sein: „[...] und die erst im Nachhinein, in der Nachzeit des jeweiligen Schreibens, in ihrem epistemologischen Status lesbar werden wird."

Der Text widerspricht sich selbst, wenn er derart hohe Anforderungen an die Rezeption stellt. Auch dieser Text stellt deshalb eine Form der immanenten Kritik dar; nicht insofern, als er versucht, den Texten möglichst treu zu sein, sondern insofern als er, wie oben erwähnt, eine Einheit zwischen den Texten Foucaults konstruiert und das Akzeptieren und zu Grundelegen der wissenschaftstheoretischen Texte Foucaults als Bedingung einer adäquaten Rezeption der übrigen foucaultschen Texte postuliert. Entscheidet man sich allerdings für eine

BDD-A29210 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 02:40:37 UTC)

nichtimmanente Form der Rezeption, stellt sich das Problem, ob es Kriterien für eine adäquate Rezeption geben kann, und wenn ja, worin sie bestehen und ob, und wenn ja, wodurch ihre Geltungsansprüche anderweitig legitimiert werden können. Das letzte Foucaultzitat spricht von einem „Gesetz", das zumindest in großen Teilen der gegenwärtigen Literaturwissenschaft als Allgemeinplatz gelten kann: „Einziges Gesetz sind alle von diesem Buch möglichen Lesarten"(Staiger 2000: 15).Der Vorteil dieser Definition besteht darin, dass sie keinen einzigen Kommentar von vornherein als solchen ausschließt. Allerdings vermag sie in dieser Unterdeterminierung nicht zu klären, worin denn der Zusammenhang zwischen Text und Kommentar besteht. Kann er nur darin liegen, wie diese Definition impliziert, dass sich ein Kommentar als solcher versteht bzw. verstanden wird? Oder gibt es versteckte Regeln in dem Begriff der „möglichen Lesarten"? Welches sind dann die Kriterien, die eine Lesart als „möglich" bzw. „nicht möglich" ausweisen? Vor dasselbe Problem sieht man sich durch diejenigen Rezeptionsauffassungen gestellt, die keine adäquate Rezeptionsweise zulassen, nach denen der Akt des Rezipierens an sich schon eine unzulässige Verfremdung darstellt:

> Reading [...] is a belated and all-but-impossible act, and if strong is always misreading. Literary meaning tends to become more underdetermined even as literary language becomes more over-determined. Criticism may not always be an act of judging, but it is always an act of deciding, and what it tries to decide is meaning. (Bloom 1975: 3)

Bloom kann allerdings nicht erklären, wie er von einem „Fehllesen" sprechen kann, ohne ein „Richtiglesen" zu implizieren. Wir müssen an dieser Stelle hinzufügen, dass Bloom seine Konzeption des Fehllesens anhand literarischer Texte gewonnen hat, glauben aber, dass dies für unsere Problemstellung unerheblich ist. Das Problem der zu Grunde Legung einer Folie der „wahren" Interpretation(sweise) haben wir bereits oben angesprochen. Bloom hat keine Antwort darauf. Zielt der Begriff des „Fehllesens" allerdings auf die Tatsache, dass jeder Kommentar den Bezugstext transformiert, ist er banal. Worin besteht also der für die Konstitution des Kommentars als solchen notwendigen Bezug zum Primärtext? Ist es die Nennung des Eigennamens des Autors / der Autorin bzw. der / des Texte(s)? Erstens muss die Nennung in einem Text diesen nicht gleich zu einem Kommentar machen (man denke etwa

BDD-A29210 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 02:40:37 UTC)

an Bibliografien oder Enzyklopädien), zweitens ist, ähnlich wie bei Jorge Luis Borges, die Kritik eines fiktiven Textes, dem aber ein Eigenname eines realen gegeben wird, denkbar (in polemischer Absicht könnte man hierunter auch diejenigen Kommentare summieren, die den Bezugstext „nicht gelesen“ haben, wie der implizite Autor Foucault es in einem oben zitierten Text tut). Es gibt auch Ansichten, wonach keinerlei Beziehung zwischen rezipiertem und rezipierendem Text besteht. In „Wenn ein Reisender in einer Winternacht“ von Italo Calvino geben verschiedene fiktive Leser ihre Rezeptionsweisen wieder. Wir zitieren davon die radikal konstruktivistische:

> [...] Manchmal scheint mir, von der einen Lektüre zur anderen sei ein Fortschritt, etwa im Sinne eines tieferen Eindringens in den Geist des Textes oder auch eines größeren kritischen Abstandes. Dann wieder scheint mir, ich behielte die verschiedenen Lektüren ein und desselben Textes gleichwertig nebeneinander im Gedächtnis, begeisterte oder kühle oder ablehnende, über die Zeit verstreut, ohne innere Perspektive, ohne verbindenden Faden. Ich bin zu dem Schluß gekommen, daß die Lektüre – die Aktivität des Lesens – eine Operation ohne Gegenstand ist. Oder anders ausgedrückt, ihr wahrer Gegenstand ist sie selbst. Das Buch ist nur ein äußeres Hilfsmittel oder gar nur ein Vorwand. (Calvino1991: 308)

In diesem Zitat sind quasi mehrere Ansichten zur Rezeption vermischt: zum einen die Gleichwertigkeit verschiedener Kommentare, mögen diese auch konträr oder gar kontradiktorisch sein; zum anderen wird der zu Grunde liegende Text durch die Abwertung als bloßer „Vorwand“ fast jeglichen Zusammenhangs mit dem Kommentar enthoben. Hier ist der Text etwas widersprüchlich. Einmal ist die Rede von der Rezeption als „Operation ohne Gegenstand“, später wird doch ein Zusammenhang hergestellt, wenn auch nur in Form eines „Hilfsmittels“ bzw. „Vorwands“. Außerdem steht der Text einer Rezeptionsgeschichte, wie sie oben angesprochen wurde, insofern nahe, als der eigentliche Gegenstand der Rezeption sie selbst ist. Orientiert man sich an der Ansicht, der Zusammenhang mit dem zu kommentierenden Text bestehe in einem „Hilfsmittel“, müsste dieser Begriff genauer expliziert werden. Wir sind uns natürlich bewusst, dass dies ein literarischer Text ist und gehen deshalb zu einem aus der Sekundärliteratur zu Foucault über, der eine ähnliche Position vertritt. Blieb bei dem vorigen Beispiel unklar, ob es jeglichen Zusammenhang leugnet, postuliert das Folgende, um es in saussureschen Begriffen

BDD-A29210 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 02:40:37 UTC)

auszudrücken, die völlige Arbitrarität zwischen Rezipiens und Rezipiendum:

> Man muß sich vielleicht damit abfinden, daß Foucault nun ein Begriff ist, ein Signifikant, dessen Signifikat in die Grube gefahren ist. (Ewald 1989: 54)

Nehmen wir an, es bestünde völlige Arbitrarität, wie könnte sich dann ein Kommentar als Kommentar ausweisen? Nehmen wir also weiter an, ein Kommentar der Texte Foucaults wäre nicht möglich. Das bedeutet weiter, dass die sich als Kommentar der Texte Foucaults verstehenden Texte ihren Gegenstand selbst konstruieren. Nach welchen Regeln konstruieren sie ihn? Wie kann man sich dann die eindeutig nachvollziehbaren Parallelen einerseits zwischen den Texten Foucaults und den Kommentaren, andererseits zwischen den Kommentaren selbst erklären? Das stellt natürlich keine immanente Kritik des obigen Zitats dar, denn es bestreitet die Möglichkeit des Erkennens von solcherlei Parallelen. Wir möchten auch die Analogien der Metapher des „in die Grube fahren" nicht allzu weit treiben und daraus ableiten, es habe der Ansicht des Textes nach einmal ein Zusammenhang bestanden und danach fragen, worin er damals bestanden habe. Bestünde aber tatsächlich kein Zusammenhang, wie könnte sich der Text selbst als Foucaultkommentar ausweisen, was er es ja offensichtlich tut, was man allein daran sehen kann, dass der Text in einem Sonderheft mit dem Titel **Michel Foucault** erschienen ist? Diese Auffassung wäre höchstens durch zu Grunde Legen der baudrillardschen Simulationsauffassung vertretbar, da nach ihm Simulation Referenzlosigkeit impliziert. Wir werden in der vorliegenden Arbeit allerdings anders vorgehen; wir werden weder versuchen, den Texten Foucaults die Treue zu halten, noch versuchen, uns durch sie zu legitimieren; wir werden aus der Tatsache, dass es signifikante Differenzen zwischen den Texten Foucaults und den Kommentaren und zwischen den Kommentaren selbst gibt, nicht den Schluss ziehen, es gäbe deshalb keinerlei Beziehung zwischen ihnen, werden aber auch nicht versuchen, diese Differenzen durch eine „Metainterpretation" als Scheindifferenzen auszuweisen. Wir werden stattdessen versuchen, ohne eine „wahre" Interpretation der Texte Foucaults als Folie zu Grunde zu legen, die auftretenden Differenzen daraufhin zu untersuchen, ob es Übereinstimmungen in der Art und Weise der Transformationen gibt, und wenn ja, ob sie bestimmten (disziplinären) Regelhaftigkeiten gehorchen:

BDD-A29210 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 02:40:37 UTC)

> Vielleicht ist es ein Gesetz der Lektüre philosophischer Schriften, daß darin das Schwierige, Unvertraute des Ausdrucks im Rückschluß auf die Person des Autors mit dem Gemeinverstand versöhnt wird. Insofern ist die Erfindung des individuellen Urhebers eine Notwendigkeit des Verstehens überhaupt. Die Sätze erscheinen als Aussprüche eines Erfinders normal rekonstruierbar. Es ist aber auch wahr, daß das Verstehen eben in seinen Rekonstruktionen immer schon über die Texte hinaus ist, von denen her es sich rechtfertigt. Es mag daher viel eher zutreffen, daß jedes Verständnis verzerrt, weil es als reine Aufmerksamkeit nicht selbständig sein kann. Derart verzerren die Reden über den Philosophen Michel Foucault das, was unter diesem Namen zu lesen steht: sie finden sich mit keiner Zufälligkeit dieses Namens ab und geben ihm aus eigenem Interesse reale Gestalt. (Schneider 2004: 95)

Die Rezeption der Texte Foucaults in der Literaturwissenschaft

Wenn der Literaturwissenschaftler Manfred Engel folgendes schreibt, ist dies eine nicht weiterführende Verquickung zwischen dem auch dieser Arbeit zu Grunde liegenden Erstaunen über die Inkohärenz einerseits zwischen den Texten Foucaults und den literaturwissenschaftlichen Darstellungen derselben und andererseits zwischen literaturwissenschaftlicher Theorie und interpretatorischer Praxis mit moralischer Entrüstung über diesen Zustand, deren Berechtigung und Grundlage ungeklärt bleibt:

Arbeitshypothese dieses Kapitels ist nämlich die, dass die literaturwissenschaftlichen Rezeptionen von (Diskurs-)Theorien durch Formationsregeln erfolgt. Zunächst sollen Analysen literaturwissenschaftlicher Interpretationen vorgenommen werden, die sich auf Foucault bzw. dessen Texte beziehen, um sie anschließend mit diesen Texten selbst zu vergleichen, auf die sie sich berufen, um dann aus diesen möglichen Differenzen weitere Schlüsse ziehen zu können. Bei der Auswahl der zu analysierenden Texte konnte hier, aus Platzgründen, nur auf einen Text eingegangen werden.

Marko Pajević (1997): Erfahrungen, Orte, Aufenthalte und die Sorge um das Selbst

Einen sehr interessanten Versuch stellt dieser Text insofern dar, als er versucht, das sogenannte „Spätwerk“ Foucaults, das sonst von der Literaturwissenschaft weitgehend ignoriert wird, für die Literaturinterpretation fruchtbar zu machen. Wir werden im Folgenden

BDD-A29210 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 02:40:37 UTC)

auf die genaue Durchführung, Argumentation und Bezugnahme auf Foucaults Texte eingehen. Der vorliegende Text, eine literaturwissenschaftliche Interpretation lyrischer Texte Paul Celans, veröffentlicht in einer Zeitschrift, spielt zunächst nur durch die Formulierung des Titels auf die Terminologie der Texte Foucaults an und bezieht sich erst im Schlussteil explizit auf diese. Trotzdem sei hier zum Verständnis der späteren Bezugnahme kurz der Argumentationsstrang der vorliegenden Interpretation skizziert. Das Problem des Textes ist Folgendes: „Wie verhalten sich bei Paul Celan Ort, Dichter und Dichtung zueinander?“ (Pajević 1997: 148). Pajević lässt Foucaults Texte bei der Erörterung des Zusammenhangs zwischen Ort und Dichter außen vor, obwohl das in Hinblick auf dessen Heterotopien durchaus naheliegend gewesen wäre; da dies nicht geschehen ist, gehen wir sofort zum Zusammenhang zwischen Dichter und Dichtung über. Dem Problem der „Erfahrungen“ widmet Pajević einen Abschnitt, wobei er nicht expliziert, in welchem Sinne er „Erfahrung“ versteht. Man muss allerdings vermuten, dass er das in Fußnote 5 zitierte diltheysche Verständnis von Erfahrung vertritt. Ablesen lässt sich das an Sätzen wie „Diese Erfahrung [Celans von] Europa fand einen Ausdruck im Gedicht *‚La Contrescarpe’* [...]“ (Pajević 1997: 148), wobei der Autor nicht zwischen lyrischem Ich und realem Autor Celan unterscheidet. Er versucht stattdessen, anhand mehrerer Beispiele den Zusammenhang zwischen den Erfahrungen des realen Autors Celan und deren direkten, nur durch Erinnerungslücken getrübten Niederschlag in dessen Gedichten nachzuweisen, schlägt er einen völlig kontradiktorischen Argumentationsweg ein. Er versucht zu zeigen, dass vielmehr der reale Autor Celan sich durch seine Texte eine eigene Wirklichkeit geschaffen habe:

> Paul Celans Ort- und Selbstsuche fand in der Sprache statt, die Literatur war ihm Aufenthaltsort. Im Schreiben, im Entwickeln seiner eigenen Sprache schuf er sich seine Wirklichkeit und die Wirklichkeit seines Seins. (Pajevic 1997: 155)

Diese Veränderung der Argumentation bietet ihm augenscheinlich die Möglichkeit, sich auf diejenigen Texte Foucaults zu beziehen, die *„Die Sorge um das Selbst“* zum Thema haben:

> Das Gedicht ist auch eine Form der Sorge um das Selbst, es ist eine Technik der Selbstkonstitution. Mit den Begriffen „Sorge um das Selbst“ sowie „Selbsttechnik“ beziehe ich mich auf Michel Foucault, [...] Es ging Celan mit seiner Dichtung darum, sich Wirklichkeit zu entwerfen, „Wirklichkeit ist nicht,

BDD-A29210 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 02:40:37 UTC)

> Wirklichkeit will gesucht und gewonnen sein.“ [...] Ebenso verhält es sich mit dem Selbst. [...] Bei Celan gibt es nicht die Geste der Selbstentblößung, sondern die Sorge um das Selbst manifestiert sich im Gedicht. Etwas Freizusetzendes ist nicht bereits da, es ist ein Geburtsakt, im Zusammenkommen verschiedener Elemente entsteht ein neues Ganzes. In der Bewegung der Konzentration mit der Kunst kommt etwas zustande, es ist ein Schaffensprozeß, bei dem etwas eine Form findet, freigesetzt wird – das Selbst. [...] Eine Utopie des Selbst, um dessen Sein man sich sorgt und für das man sich in freier Entscheidung Techniken auferlegt – Techniken die einen Zugang zu einer in der Sorge um das Selbst bestehenden Seinsform ermöglichen. Eine dieser Techniken ist die Dichtung. (Pajević 1997: 158)

Der auf Foucaults Texte Bezug nehmende Abschnitt beginnt mit der These, die literarische Form „Gedicht“ sei eine Selbsttechnik im Sinne Foucaults und endet mit der These, die ganze „Dichtung“ sei eine Selbsttechnik. Dazwischen steht wenig Argumentatives, dagegen die Nacherzählung der Ansicht Celans, Wirklichkeit werde entworfen, das Selbst entstehe durch das Zusammenwirken mehrerer Faktoren, nämlich durch Konzentration und Kunst. Uns geht es hier jedoch nicht hauptsächlich darum, die Argumentation im Text Pajević s nachzuzeichnen, sondern die Transformation der Texte Foucaults in dessen Interpretation zu analysieren. Daher sei hier die Argumentation Foucaults der von Pajević entgegengesetzt: Foucaults These ist die, dass in der antiken Philosophie der Begriff „gnothi seauton“ aus dem der „epimeleia heautou“ hervorgegangen ist. Während man zuerst der Ansicht gewesen sei, das einzelne Subjekt müsse sich durch verschiedene Selbsttechniken (die Dichtung wird nicht genannt) selbst verändern, um zu höheren Erkenntnissen zu gelangen, habe man in der späteren Antike mehr und mehr das „gnothi seauton“ betont, das den späteren Essentialismus der cartesischen Subjektauffassung erst ermöglichte:

> Diese Praktiken [Praktiken, die in der klassischen und Spätantike von großer Bedeutung waren] standen im Zusammenhang mit dem, was im Griechischen oft die epimeleia heautou und im Lateinischen die cura sui genannt wurde. Ganz offensichtlich hat in unseren Augen der Glanz des gnothi seauton den Grundsatz, daß man „sich um sich selbst zu kümmern“, „sich um sich selbst zu sorgen“ habe, in den Schatten gestellt. Doch man darf nicht vergessen, daß das Gebot „Erkenne dich selbst!“ regelmäßig mit dem Thema der Sorge um sich verbunden wurde. In der gesamten antiken Kultur lassen sich spielend Zeugnisse für die Bedeutung der „Sorge um sich“ wie auch für deren Verbindung mit dem Thema der Selbsterkenntnis finden. (Foucault 2004 : 599)

BDD-A29210 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 02:40:37 UTC)

Hier scheinen also mehrere Transformationen vor sich gegangen zu sein: erstens sind die Auffassungen von „Sorge um das Selbst“ bzw. „Selbsttechnik“ keineswegs die Auffassungen Foucaults, vielmehr sind sie Teil der geplanten Darstellung der Subjektauffassungen von der Antike bis zur Moderne. Man hat keine Anhaltspunkte dafür, Foucault eine affirmative Darstellung der antiken Auffassungen zuzuschreiben, vielmehr hat sich Foucault von der antiken Ethik deutlich distanziert:

> F.: Ein Stil der Existenz ist bewundernswert. Haben Sie sie bewundert, diese Griechen?
> M. F.: Nein.
> F.: Sie fanden sie weder beispielhaft noch bewundernswert?
> M. F.: Nein.
> F.: Wie haben Sie sie gefunden?
> M. F.: Nicht besonders. Die Griechen sind sofort über das gestolpert, was mir der Kern des Widerspruchs der antiken Moral zu sein scheint: zwischen dieser hartnäckigen Suche nach einer bestimmten Existenzweise einerseits und der Anstrengung andererseits, sie allen zugänglich zu machen, ein Stil, dem sie wahrscheinlich mit Seneca und Epiktet mehr oder weniger undurchschaubar nahe gekommen sind, der sich dann aber nur innerhalb eines religiösen Stils ausbilden konnte. Die ganze Antike scheint mir ein „großer Irrtum“ gewesen zu sein. [Gelächter] (Erdmann 1990: 135)

Weder in der Antike noch bei Foucault ist die Rede davon, „Dichtung“, in welcher Form auch immer, sei eine der Selbsttechniken; die Texte, die genannt werden, sind eine Form von Tagebüchern und briefliche Korrespondenz, die beide explizit auf die eigene Lebensführung Bezug nehmen:

> Im technischen Sinne konnten hypomnêmata Rechnungsbücher, öffentliche Register oder auch private, als Gedächtnisstütze dienende Notizbücher sein. Ihr Gebrauch als Lebenshilfe und Verhaltensanleitung war offenbar in der gesamten gebildeten Schicht verbreitet. Man notierte dort Zitate, Auszüge aus Büchern, Exempel und Taten, die man selbst erlebt oder von denen man gelesen hatte, Reflexionen oder Gedankengänge, von denen man gehört hatte oder die einem in den Sinn gekommen waren. Sie bildeten gleichsam ein materielles Gedächtnis des Gelesenen, Gehörten und Gedachten, einen zur neuerlichen Lektüre und weiterer Reflexion bestimmten Schatz an Wissen und Gedanken.[...] So persönlich die hypomnêmata auch sein mögen, dürfen wir dennoch keine intimen Tagebücher darin erblicken und auch keine Berichte über spirituelle Erfahrungen (Versuchungen, Kämpfe,Niederlagen und Siege), wie man sie später in der christlichen Literatur findet. Sie sind keine Selbstdarstellung. Sie sollen nicht die arcana conscientiae ans Licht bringen, deren – mündliches oder schriftliches – Bekenntnis reinigende Wirkung hat. (Foucault 2003: 353)

BDD-A29210 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 02:40:37 UTC)

> Die Notizbücher, die selbst zunächst der persönlichen Übung des Schreibens dienen, können auch als Rohstoff für Texte benutzt werden, die man anderen schickt. Umgekehrt bietet der per definitionem für andere bestimmte Brief gleichfalls Gelegenheit zu persönlicher Übung. Das ist so, sagt Seneca, weil wir beim Schreiben lesen, was wir schreiben, wie wir ja auch beim Sprechen hören, was wir sagen. Der Brief, den man wegschickt, wirkt durch den Akt des Schreibens auf den Absender ein, wie er durch das Lesen und Wiederlesen auf den Empfänger einwirkt. In dieser Doppelfunktion ist die Korrespondenz den hypomnêmata sehr nahe, und auch ihre Form ist oft ganz ähnlich. (Foucault 2003 : 359)

Und noch etwas ist unvereinbar: wenn die Interpretation in dem oben zitierten Absatz zweimal von der „Freisetzung" des Subjekts spricht, impliziert dies ein Subjektverständnis, das weder mit dem antiken, noch mit dem christlichen, noch mit dem foucaultschen vereinbar ist. Sowohl das antike als auch das foucaultsche Subjektverständnis gehen von einem Konstruktivismus aus; das christliche entspricht dem Pajevićs zwar insofern, als dieses auch essentialistisch ist, aber ihm geht es nicht um „Freisetzung" des Subjekts, sondern um „Prüfung" und „Reinigung" von Unerwünschtem:

> Bei den hypomnêmata ging es darum, sich selbst als Subjekt rationalen Handelns zu konstituieren, und zwar durch die Aneignung, Vereinheitlichung und Subjektivierung ausgesuchter Fragmente von bereits Gesagtem. Bei der Aufzeichnung der spirituellen Erfahrungen des Mönchs wird es darum gehen, die verborgensten Regungen der Seele aufzuspüren, um sich ihrer zu entledigen. Bei der im Brief vorgenommenen Selbstdarstellung geht es darum, den Blick des anderen mit dem eigenen Blick auf sich selbst zur Deckung zu bringen, indem man sein alltägliches Tun an den Regeln einer Lebenstechnik misst. (Foucault 2003: 367)

Wenn man Pajević nicht unterstellt, einen derart erweiterten Literaturbegriff zu vertreten, der solche faktualen Texte umfassen würde, muss man davon ausgehen, dass er zwei Dinge gleichsetzt: erstens die Selbsttechniken der Antike und die Selbsttechniken der Moderne und zweitens faktuale Texte (der Antike) und lyrische Texte (der Moderne). Möglicherweise könnte eine Interpretation der lyrischen Texte Celans Gewinn aus einer Auseinandersetzung mit der Darstellung der antiken Selbsttechniken durch Foucault gewinnen; nur bedürfte es zum einen einer stichhaltigen Begründung für eine Kombination von derart auseinanderliegenden Gegenständen und zum anderen einer reflektierten Transformation und Weiterführung der Darstellung der antiken

BDD-A29210 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 02:40:37 UTC)

Selbsttechniken auf die Moderne, um sie für moderne Texte anwendbar zu machen.

Auch das scheint uns ein signifikantes Merkmal vieler literaturwissenschaftlicher Rezeptionen zu sein, dass sie unreflektiert Parallelen ziehen und Analogien konstruieren, die nicht nur nicht evident sind, sondern oft nur schwer oder gar nicht begründbar sind, was auch in der Regel gar nicht erstrebt wird. Deutlich auseinander gehen auch die Absichten des vorliegenden Textes einerseits und der Darstellungen Foucaults andererseits. Während Foucault die Weisen der Subjektkonstitution in der Absicht darstellt, die teilweise Beliebigkeit der modernen Auffassung der „Selbstverwirklichung" zu zeigen, sollte die Absicht des Textes von Pajević eigentlich die sein, die lyrischen Texte Celans zu interpretieren. Doch hier zeigt sich ein Problem in Hinblick auf die Zielrichtung der Darstellung seines Textes. Denn durch die Bezugnahme auf die Texte Foucaults kann er die individuelle Ästhetik der Texte Celans nicht erklären. Er hätte höchstens erklären können, dass die interpretierten lyrischen Texte Celans einer bestimmten historischen Subjektauffassung verpflichtet sind. Bestenfalls hätte der Text noch die ästhetisch-literarische Umsetzung dieser Auffassung nachweisen können.

Abschließend kann man sagen, dass unabhängig davon, ob man die Texte Foucaults nun innerhalb oder außerhalb des herrschenden Diskurses verortet, sind sie genau wie alle anderen Machtwirkungen einer Wissensordnung unterworfen und wenden genau wie alle anderen auch manipulative Verfahren an. Diese Verfahren im Einzelnen zu untersuchen und auf die ihnen zu Grunde liegenden Machteffekte zurückzuführen, könnte eine weiterführende Rezeptionsweise darstellen. Was die Literaturwissenschaft betrifft, sind die Begriffe der „Erfahrung" und des „Dispositivs" Modelle, deren Ausarbeitung sie für die Literaturtheorie interessant machen könnte. In Bezug auf eine Genealogie der Literaturwissenschaft wäre zu fragen, welches der Grund für die Ausweitung der Interpretierbarkeit auf alle (kulturellen) Gegenstände ist, welchen Einfluss die universitäre Institution auf die Wissensbildung ausübt und wodurch die frappierende Kritiklosigkeit der gegenwärtigen Literaturwissenschaft bedingt ist. Dies wäre jedoch hier schon Stoff eines weiteren Artikels zu Foucault und der Literaturwissenschaft.

BDD-A29210 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 02:40:37 UTC)

Literatur

Barthes, Roland (1973): **Le plaisir du texte**, Paris: Seuil.

Baßler, Moritz (1995): **New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur**, Frankfurt / Main: Fischer Wissenschaft.

Bloom, Harold (1975): **A map of misreading**, New York: Oxford University Press, 3.

Bröckling, Ulrich / Krasmann, Susanne / Lemke, Thomas (2000): **Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen**, Frankfurt / Main: Suhrkamp, 68 – 71.

Calvino, Italo (2012): **Wenn ein Reisender in einer Winternacht**, Frankfurt / Main: Fischer.

Czucka, Eckehard (1999): „Gegenstand der Literaturwissenschaft? Drei Rückfragen". In: **Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft**, 1/1999, 460 – 465.

Danto, Arthur C. (1981): **The Transfiguration of the Commonplace. A Philosophy of Art**, Cambridge Mass.: Harvard University Press.

Dickie, George (1969): „Defining Art". In: **American Philosophical Quarterly**, 6/1969, 253 – 256.

Drews, Jörg (1992): „Wilde Pluralität bevorzugt". In: **Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft**, 1/1992, 391 – 395.

Foucault, Michel (1990): „*Die Rückkehr der Moral. Ein Interview mit Michel Foucault*". In**:** Eva Erdmann / Rainer Forst / Axel Honneth (Hrsg.): **Ethos der Moderne. Foucaults Kritik der Aufklärung**, Frankfurt / Main / New York: Campus, 133 – 145.

Ewald, François / Schmid, Wilhelm (1989): „Foucault verdauen. François Ewald im Gespräch mit Wilhelm Schmid". In: **Spuren. Zeitschrift für Kunst und Gesellschaft, Sonderheft Michel Foucault**, 26 / 27/1989, 53 – 56.

Farguell, Roger W. Müller (1993): „Treffpunkt ‚Zeit'. Eine Kontroverse Verfehlung: Foucault mit Frank." In: **Colloquium Helveticum. Schweizer Hefte für allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft**, 18/1993, 73 – 88.

Foucault, Michel (2004): **Hermeneuthik des Subjekts**, Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (1966): **Ordnung der Dinge**, Frankfurt / Main: Suhrkamp.

BDD-A29210 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 02:40:37 UTC)

Foucault, Michel (2003): „*Über sich selbst schreiben*“. In: **Michel Foucault: Schriften zur Literatur,** Frankfurt / Main: Suhrkamp, 353 – 354.

Foucault, Michel (1976): **Überwachen und Strafen**, Frankfurt / Main: Suhrkamp.

Fraser, Nancy (2001): „*Von der Disziplin zur Flexibilisierung? Foucault im Spiegel der Globalisierung*“. In: Axel Honneth / Martin Saar (Hrsg.): **Michel Foucault. Zwischenbilanz einer Rezeption. Frankfurter Foucault-Konferenz**, Frankfurt / Main: Suhrkamp, 239 – 258.

Greber, Erika (2000): „Ein dritter Weg?” In: **Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft**, 1/2000, 336 – 342.

Landfester, Manfred (2000): „Klassische Philologie und Altertumswissenschaften”. In: **Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft**, 1/2000, 343 – 349.

Klawitter, Arne (2003): **Die „fiebernde Bibliothek“. Foucaults Sprachontologie und seine diskursanalytische Konzeption moderner Literatur**, Heidelberg: Synchron.

Monhardt, Stefan (1991): „Lesarten von Pluralismus. Anmerkungen zu einer Diskussion”. In: **Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft**, 1/1991, 322 – 328.

Müller, Egon: *Dekonstruktivismus und / oder Gesellschaftskritik. Wie Derrida und Lyotard in der Linken en vogue geworden sind.* Internet-Plattform **nadir**. http://www.nadir.org/nadir/periodika/jungle_world/_98/07/15a.htm [12.05.2004].

Nieraad, Jürgen (1991): „Dritte Dimension. Zur Foucault-Darstellung von Gilles Deleuze“. In: **Allgemeine Zeitschrift für Philosophie**, 3/1991, 87 – 93.

Schabert, Ina (1993): „Pluralismus und Macht“. In: **Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft**, 1/1993, 453 – 456.

Pajević , Marko (1997): „Erfahrungen, Orte, Aufenthalte und die Sorge um das Selbst“. In: **Arcadia. Zeitschrift für vergleichende Literaturwissenschaft**, 32/1997, 148 – 161.

Schleiermacher, Ernst (1977): **Hermeneutik und Kritik. Mit einem Anhang sprachphilosophischer Texte Schleiermachers**, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 410 – 411.

BDD-A29210 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 02:40:37 UTC)

Schneider, Ulrich Johannes (2004): **Michel Foucault**, Darmstadt: Primus.

Schobert, Alfred / Eribon, Didier (1992): „Michel Foucault. Eine Biographie“. In: **Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften**, 3/1992, 995.

Schönert, Jörg (1998): „Warum Literaturwissenschaft heute nicht nur Literatur-Wissenschaft sein soll“. In: **Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft**, 1/1998, 491 – 494.

Seeba, Hinrich C. (1998): „Kulturkritik: Objekt als ‚subject’. Diskussionsbeitrag zum Gegenstand der Literaturwissenschaft”. In: **Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft**, 1/1998, 495 – 502.

Wögerbauer, Werner (2000): „*Emil Staiger (1908-1987)*“. In: König, Christopf / Müller, Hans-Harald / Röcke, Werner (Hrsg.): **Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts**, Berlin / New York: Walter de Gruyter, 239 – 249.

BDD-A29210 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 02:40:37 UTC)